

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

17.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[August 24, 1855.]

Laokoön und seine Söhne.



Dies ist eins der berühmtesten Denkmäler der griechischen Bildhauerkunst, das mit wenigen Beschädigungen hinter den Bädern des Titus auf dem esquilinischen Hügel in Rom, und nicht in einem Zimmer dieses Gebäudes, wie man gewöhnlich behauptet, im Jahre 1506 unter der Regierung des Papstes Julius II. von Felix von Fredis entdeckt ward. Es besteht aus 5 Blöcken von weißem, großkörnigem Marmor und

wurde von den Bildhauern Agesander und seinen Söhnen Polydorus und Athenodorus aus Rhodus verfertigt, welche wahrscheinlich in den ersten Jahren des peloponnesischen Kriegs lebten.

Das Bild Laokoön's stellt einen Mann von der höchsten männlichen Stärke dar, der nach dem Bisse einer Schlange nicht mehr Widerstand, sondern nur Verzweiflung zeigt, indeß sein Sohn zur Rechten von einer zweiten

Schlange tödtlich gebissen im Hinscheiden begriffen ist, der Sohn zur Linken aber in tiefster Trauer die Wunde des Vaters erblickt und einen Fuß von den Windungen der Schlange frei zu machen sucht, aber noch nicht gebissen worden ist.

Laokoön war des Priamos Sohn u. Priester des Apollo in Troja, hatte die List der Griechen, diese Stadt zu erobern, durchschaut und seine Lanze gegen das hölzerne Pferd geschleudert. Als er darauf am Strande, durch das Loos bestimmt, dem Neptun, dessen Priester gestorben war, opfern wollte, wobei ihn seine beiden Söhne als Opferknaben begleiteten, sandte die erzürnte Pallas Athene, welche die Griechen begünstigte, zwei ungeheure Schlangen, welche von der Insel Tenedos über das Meer her geschwommen kamen und sich gegen den Opferaltar hinwälzten. Zuerst umschlangen sie die beiden Knaben, dann den Vater, der diesen beißen will und verwunden alle drei tödtlich. Im jüngern Sohne rechts, den die eine Schlange schon gebissen und ganz umschlungen hat, sieht man das ausathmende Leben; der Vater stemmt sich kräftig gegen die Ungeheuer und faßt die andere Schlange, die ihn daher beißt. Sichtbar durchzuckt der Schmerz seinen ganzen Körper. Der ältere Sohn, der noch unverwundet ist, beugt sich vorwärts, sucht die Schlange von sich abzustreifen und blickt mit Entsetzen auf Vater und Bruder. Der Vater scheint gegen 50 Jahre, der ältere Sohn 12 bis 13 und der jüngere 8 bis 9 Jahre alt zu seyn. Der rechte Arm des Vaters und zwei Arme der Söhne sind ergänzt. Die fünf Marmorblöcke sind so künstlich zusammen gesetzt, daß Plinius (Hist. nat. Lib. XXXVI. c. 5.) sie für einen einzigen hielt. Vier große teutsche Schriftsteller, Winkelmann, Lessing, Herder u. Göthe haben über diese Gruppe des Laokoön trefflich geschrieben, über die man Virgils herrliche Dichtung (Aeneis II. v. 198, 226.) lesen muß.

Die oft unbillige Kritik hat Manches an diesem Meisterwerke im Einzelnen getadelt, das man, um es richtig zu würdigen, im Ganzen auffassen muß.

Diese Gruppe, welche mit andern Schätzen der Kunst zur Zeit der Herrschaft der Franzosen nach Paris wanderte, ist jetzt wieder in Rom.

Spanische Maulthiertreiber.

Unter allen großen Ländern Europa's ist vielleicht Spanien am wenigsten bekannt. Seine gegenwärtige Bevölkerung beträgt zwischen 13 bis 14 Millionen. Der großen Städte giebt es nur wenige, und der Verkehr ist langsam und unsicher. Die Oberfläche des Landes ist uneben und mit hohen Bergreihen durchschnitten. Kanäle oder schiffbare Flüsse hat es so gut als keine und Landstraßen nur wenige. Der geistige Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen des Reichs steht auf einer noch niedern Stufe. Es werden nur wenige Bücher gedruckt; nur wenige Menschen können lesen und es giebt schwerlich im ganzen Landt eine Zeitung, welche diesen Namen mit Recht verdiente. Hieraus ergibt sich, daß die Einwohner eines solchen Landes wenig Aehnlichkeit mit denen Frankreichs, Deutschlands, Englands, ja selbst Italiens haben.

Spanien ist wesentlich, ja fast allein ein Ackerbau treibendes Land. Seine ländliche Bevölkerung macht den großen Haufen der Nation aus, und wer ein Urtheil über Spanien fällen wollte, der sollte sich eher mit den Landleuten, ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihrem Charakter und ihrer Denkart bekannt machen, als nach der beschränkten Gesellschaft von Madrid, Barcelona oder Cadix Folgerungen ziehen. Be-

folgte man diesen Grundsatz, so würden sich mehrere von den scheinbaren Widersprüchen in der neuern Geschichte dieses Landes lösen lassen.

Die Anzahl der Landeigenthümer und Pächter beläuft sich in ganz Spanien beinahe auf eine Million; die der Landarbeiter (Tagelöhner) und Hirten ist eben so groß. Diese machen, nebst ihren Familien, die große Masse der Nation aus; dagegen betragen die Krämer, die Kaufleute, die Handwerker und die Fabrikanten zusammen nicht eine halbe Million, und leben in den verschiedenen Theilen des Reichs zerstreuet.

Die spanischen Landleute sind, als ein Ganzes betrachtet, vielleicht die schönsten, gewiß aber die stolzesten Menschen in Europa. Sie sind im Ganzen gut gebauet und stark, sehr frugal und bei allen Entbehrungen geduldig, von Natur feierlich und verschlossen, hochgesinnt und brav. Eine ausschließende Liebe zu ihrem Vaterlande und eine Verachtung der Fremden sind bei ihnen charakteristische Gefühle, die mit ihrer Religion seit den maurischen Kriegen in Verbindung stehen. Auch haben sie so wenig Begriffe von der Zusammensetzung des gesellschaftlichen und politischen Gebäudes, daß sie selbst bis auf die neueste Zeit keine Vorstellung von dem Worte Nation hatten und damit bloß Fremde bezeichneten. Sie hatten nie von der spanischen Nation sprechen gehört, als bis die Verfassung von 1812 diese Benennung brauchte; aber sie verstehen den Ausdruck Spanien und Spanier, und noch besser die Namen Castilianer, Andalusier, Valencianer u. s. w. nach ihren verschiedenen Provinzen. Ihre guten Eigenschaften werden durch Vorurtheile verdunkelt; ihr Ernst artet bisweilen in Grausamkeit und ihre Frömmigkeit in Aberglauben aus. Jedoch erscheinen sie in dem gewöhnlichen Lebensverkehre in ruhigen Zeiten theilnehmend, gutgeartet und artig. Ob es ihnen schon an Kenntnissen gebricht, so sind sie doch durchaus nicht dumm; ob sie gleich arm sind, so sind sie doch nicht unglücklich.

„Nichts,“ sagt der verstorbene Herr von Martignac, der die französische Armee im Jahre 1823 als ein hochgestellter Beamter in Spanien begleitete, „gleich in andern Ländern dem spanischen Landmanne und dem spanischen Landarbeiter. Allenthalben ist der Bauer der Mann der Anstrengung und des Mangels, der Tag vor Tag von dem Gedanken geplagt wird, für seinen und seiner Familie Unterhalt zu sorgen. In Spanien wird der Tagelöhner, der Landarbeiter nie von ähnlichen Sorgen gequält. Seine Bedürfnisse sind wegen seiner frugalen Gewohnheiten so gering, daß die Furcht vor Mangel selten seine Ruhe stört oder ihn in üble Laune versetzt. Ausländern, welche Spanien besuchen und ihre Aufmerksamkeit auf die Sitten und die Sprache der niedern Volksklassen richten, wird das leichte, einfache, ja oft erhabene Gespräch der Landleute auffallen. Ihre Unterhaltung ist nie niedrig oder gemein; sie sprechen richtig und drücken oft eine edelmüthige Denkart mit einem natürlichen Adel aus. Ueberhaupt äußern sie ein Gefühl von Stolz und schlagen jeden ihnen angebotenen Beistand oder jede Belohnung für einen freiwilligen Dienst aus.“

Es würde abgeschmackt seyn, wenn man alle Einwohner eines so großen Landes, als Spanien ist, nach einerlei Maßstabe beurtheilen wollte. Es herrscht ein großer Unterschied zwischen den Eingebornen der nördlichen, an's atlantische Meer stoßenden Provinzen, und der sonnigen Küste des Mittelmeers; dieß ist auch der Fall zwischen den Castilianern und den Bewohnern

von Leon und Estremadura. Diese kann man als die großen Abtheilungen von Spanien ansehen.

Im Norden ist der Tagelohn geringer, als in Castilien und in den übrigen, im Mittelpunkte gelegenen Provinzen, wo die Bevölkerung dünner ist und wo die Dörfer weiter aus einander liegen. Arbeiter auf Pachtgütern erhalten täglich 8 bis 9 Groschen, Maurer und Zimmerleute 9 bis 11 Groschen, Knechte und Mägde bekommen nebst Kost täglich 1 Groschen bis 1 Groschen 3 Pfennige. Die Mannspersonen verrichten eben keine harte Arbeit; der Arbeitstage sind ungefähr 273 im Jahre, die übrigen sind Sonn- und Festtage. Die Kost der arbeitenden Klassen besteht in Brod, Speck, spanischen Erbsen und Bohnen, Del, Knoblauch, Gemüse und Wein. Selten essen sie frisches Fleisch; Salzfleisch ist ein Leckerbissen an Festtagen. Die Mannspersonen verwenden nur wenig auf Kleider; ihr Oberkleid besteht in Schaaffellen oder grobem Tuche von Wolle, das oft das ganze Leben hindurch hält. Grobes Brod kostet in gewöhnlichen Jahren das Pfund ungefähr einen Denier; feines Brod von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Deniers; das Pfund Speck $4\frac{1}{2}$ bis 7 Deniers; Salzfißch $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Denier; die Bouteille gewöhnlichen Weins 1 bis 3 Deniers. Das spanische Brod ist nicht gefäuert, wie das unsrige, sondern fest und kuchenartig; jedoch hat es einen sehr guten Geschmack; denn der spanische Weizen ist ganz vortreflich. Der gewöhnliche Wein in den mittlern und nördlichen Provinzen, wo er das allgemeine Getränk ist, ist gewöhnlich sehr schlecht; allein im südlichen Spanien, woher die feineren Weine kommen, in den Bezirken von Xeres, Rota, Malaga, Alicante trinken die Landleute wenig Wein, weil er für sie zu theuer ist. In Catalonien und andern Provinzen am mittelländischen Meere lebt eine Familie von 4 Personen zu Mittag von einem halben Pfunde eingesalzener Fische, Brod und Del, und des Abends essen sie Salat. Die Catalonier sind große Liebhaber des Weins und gebrannter Getränke, aber selten sieht man einen betrunkenen Spanier, ausgenommen in den niedrigsten Volksklassen in den Städten. Tabak raucht man allgemein, aber man verfährt dabei sehr ökonomisch; in der Tasche hat man einen Tabaksbeutel, nimmt den Tabak aus demselben heraus, schneidet ein Stückchen davon ab, zerkrümelt es in der hohlen Hand, wickelt es in Papier und so ist die Cigarre fertig.

Auf den weiten Ebenen von Castilien und Leon, der großen Kornkammer von Spanien, und in andern mittelpunktlichen Provinzen bekommt man sehr wenig Meiereien zu Gesichte; die Einwohner leben in Dörfern zusammengeschichtet, und die Häuser, welche aus in der Sonne getrockneten Ziegeln erbauet sind, sehen verfallen und aller Bequemlichkeit entbehrend aus. Bloss im Norden und in einigen an der See gelegenen Bezirken des Südens bekommt man etwas, wie die Meiereien und Bauerhäuser anderer Länder Aussehendes zu Gesichte. Die Castilianer haben von alten Zeiten her einen sonderbaren Widerwillen gegen Bäume und sehen sie für Anziehungs- und Schutzmittel der Vögel an, welche ihr Getreide auspicken könnten. Diese Nacktheit des großen Tafellandes Spaniens fiel vor Kurzem einem einsichtsvollen amerikanischen Reisenden sehr auf, der sie mit Recht als die Ursache des Mangels an Quellen und der Unfruchtbarkeit betrachtete.

Die Gebirge von Castilien versorgen die Bewohner der Ebenen mit Holzkohlen zur Feuerung. Man kann sich nichts Traurigeres vorstellen, als die Gegend um Madrid, da sieht man weder einen Baumgarten,

noch einen Landstg. Die Felder in Castilien sind nicht eingäunt; man drischt das Getreide auf dem Acker aus und läßt es da, bis Getreidehändler und Kornspekulanten, an welche es gewöhnlich im Voraus verpfändet ist, kommen und dasselbe abholen. Dem Landmanne fehlt es an Kapitalien, daher kann er keine Verbesserungen auf seinen Feldern machen. Die Märkte sind entfernt, und obschon gewöhnlich das Getreide in Galizien, Asturien und andern See Provinzen noch einmal so viel gilt, als in den in der Mitte des Landes gelegenen Bezirken, so verschlingt doch das Fortschaffen auf den Rücken der Maulesel oder auf von Ochsen gezogenen Karren den ganzen Gewinn. Fast die eine Hälfte des Ertrages rafften die Steuern und Zehnten hinweg, mit der andern muß der Pächter seinen Pachtzins bezahlen und sich selbst ernähren.

In Valencia, Murcia und Granada ist das Bewässerungssystem eingeführt. Hier ist das Land, das zwischen den Gebirgen und dem Meere eine abhängige Lage hat, entweder durch die Natur oder die Kunst in üppige Terrassen gebildet, welche sich über einander wie die Stufen eines Amphitheaters erheben. Die Flüsse, welche von den Bergen herabkommen, werden in zahllose Kanäle geleitet, um das Ganze zu bewässern. „Der Gebrauch jedes Flusses ist daher genau bestimmt — sagt der Verfasser des Werks: ein Jahr in Spanien, ein Amerikaner; wenn die Zeit kommt, so machen diejenigen, welche diese Bewässerungs-Vorrechte haben, sorgfältig ihre Felder zurecht, öffnen ihre Schleusen, füllen die Deiche an und überschwemmen das Ganze, ja selbst die Wein- und Obstgärten. Zufolge dieses Systems vermehrt sich der Ertrag außerordentlich, die Erde bleibt das ganze Jahr hindurch sehr ergiebig, drei Mal pflückt man die Blätter von den Maulbeerbäumen ab, und die Wiesen mit Klee und Lucerne werden acht, ja zehn Mal gemähet; die Citronen wiegen oft mehrere Pfunde und es giebt Weintrauben von vierzehn Pfunden. Der Weizen, den man im November säet, giebt im Juni eine dreißigfältige Ernte; im Oktober gesäete Gerste im Mai eine zwanzigfältige; Reis, im April gesäet, eine vierzigfältige im Oktober, und indianisches Korn, als eine zweite Ernte gesäet, eine hundertfältige.“

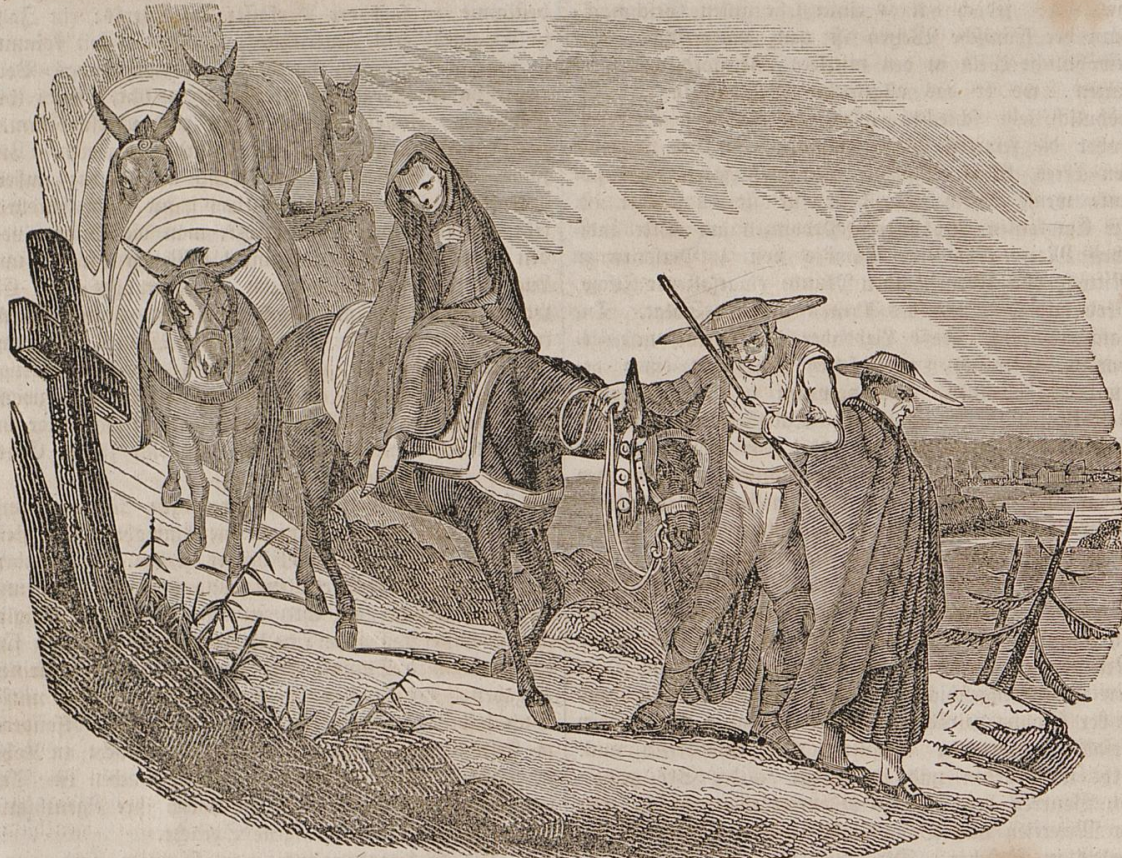
Im Norden sind die Provinzen Navarra und Biscaya am besten angebauet; die Einwohner sind fleißig und führen ein gemächliches Leben. Sie haben ihre eigene örtliche Verwaltung und stimmen selbst unter einander über die Steuern ab. Mit dem königlichen Schatz treffen sie eine Uebereinkunft und sind für eine bestimmte Summe frei von einer Menge kleiner Abgaben, welche das übrige Spanien bezahlen muß. Auch haben sie Manufakturen und Fabriken, besonders in Eisen, und es fehlt in ihrem Lande nicht an Kohlengruben. Die baskischen Provinzen machen eine Art von besonderem Reiche aus; sie haben ihre eigenthümlichen Gesetze und ihre eigene Sprache.

Die Gebirgsbewohner von Galizien sind arm, stark und geduldig. Da ihr Boden zu unfruchtbar ist, als daß er eine zahlreiche Bevölkerung ernähren könnte, so wandern die Galizier (Gallegos) zu Tausenden aus und begeben sich in die großen Städte, besonders nach Madrid und Lissabon, wo sie die Dienste von Last- und Wasserträgern verrichten. Sie stehen allgemein im Rufe der Ehrlichkeit und unterscheiden sich hierin sehr von den Valencianern, welche in Spanien einen üblen Ruf haben. Die Asturier leben in demselben Zustande und treiben einerlei Geschäfte, wie ihre Nachbarn, die Galizier, nur haben sie einen etwas abentheuerlichen Charakter.

Die Mesta ist eine Geißel für alle spanischen Pächter: so heißt nämlich eine bevorrechtete Gesellschaft von Schaaf-eigenthümern, die das Recht haben, ihre Heerden über alle Weideplätze Spaniens wegzutreiben, wofür sie einen geringen Zins bezahlen. Die Anzahl ihrer Schaaf-e beläuft sich auf ungefähr 5 Millionen, und sie brauchen dazu gegen 50,000 Leute als Geschäftsführer, Schäfer und Knechte. Sie haben Beamte und Richter, welche viele Bedrückungen gegen diejenigen ausüben, die in Berührung mit ihren angemessenen Rechten und Verrechten kommen. Im Sommer wandern die Schaaf-e von den Ebenen nach den Gebirgen und vor dem Winter wieder von da zurück über angebaute Felder, vertreiben die andern Heerden von ihren Wiesen und richten vielen Schaden an. Dieß ist ein Grund, warum in dem Mittelpunkte von Spanien die Felder nicht eingezäunt sind. Die Gesellschaft der Mesta treibt auch den Alleinhandel mit der Wolle, und Viehzüchter und Gutsbesitzer können es nicht mit einer so mächtigen und reichen Gesellschaft aufnehmen, die unter ihre Mitglieder Männer in hohen Aemtern, Edelleute und hohe Geistliche zählt.

Die Arriero's oder Maulseeltreiber machen einen zahlreichen, ja gewissermaßen ausgezeichneten

theil der spanischen Bevölkerung aus. Man giebt in Spanien den Maulseeln beim Fahren den Vorzug, weil sie einen sicherern Tritt haben und mehr ausstehen können, als die Pferde. Auch sieht man Karavanen von Maulseeln mit Ladungen auf dem Rücken, welche Spanien beständig auf den verschiedenen Wegen durchkreuzen und Getreide, Reis, Mehl, Hülsenfrüchte, Wein, Del in Häuten, so wie auch Waaren von den Seehäfen nach dem Innern schaffen. Der Maulseeltreiber zieht auf der ganzen Halbinsel herum; er ist nirgends zu Hause; frohen Gemüths und jovial, ist er auch ehrlich und auf seine Pünktlichkeit kann man sich im Ganzen verlassen. Gegen seine Maulseel ist er sehr gefällig, er spricht mit ihnen, schilt sie aus, und bei seiner Ankunft im Wirthshause geht seine erste Bemühung dahin, für sie zu sorgen; erst dann denkt er an sich. Er ist Marketender oder reisender Handelsmann, hat Packete bei sich und richtet seine Aufträge an die Leute auf seinem Wege aus. Der Maulseelherr, oder der Eigenthümer einer Anzahl von Maulseeln, schickt seine Knechte auf mancherlei Reisen aus und bezahlt, außer ihrem Lohne, ihre Ausgaben unterwegs. Bei wichtigern und einträglichern Gelegenheiten macht er sich selbst mit auf die Reise. Man sieht hier eine solche Maulseelkaravane abgebildet.



Maulthiertreiber.

Wallenstein.

Nie wohl hat die Stimme der Partheilichkeit so laut und entschieden, bald zum Vortheile, bald zum Nachtheile, je nachdem der Berichterstatter gesinnt war, geredet, als wenn es galt, ein Urtheil über Wallenstein zu fällen, und obschon die Nachwelt sonst streng und ernst das Richteramt über einen großen Todten zu verwalten pflegt, so scheint auch sie bis auf den heutigen Tag mit ihrer Meinung noch nicht ganz im Klaren zu seyn. Von Protestan-

ten wie von Katholiken gehaßt, weil die Ersteren in ihm einen Unterdrücker ihres Glaubens, die Letzteren aber einen Verräther zu sehen glaubten, ward in neuester Zeit die Menge noch unsicherer und schwankender in der Auffassung seines Charakters, weil die Art und Weise, mit welcher Deutschlands erster dramatischer Dichter, Schiller, diesen großen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges auf die Bühne brachte, sich durchaus von den Fesseln historischer Treue losriß, und, was ei-

nem Dichter allerdings freisteht, ein eigenes Gebild erschuf, das von dem wirklichen Wallenstein höchstens nur das Aeußere, durchaus aber nicht das Innere, den eigentlichen Charakter desselben besaß. Mit Wallenstein's sauber gearbeitetem Portrait wollen wir zugleich in gedrängter Kürze die Hauptzüge aus seinem Leben mittheilen.

Albrecht Graf von Wallenstein, eigentlich Waldstein, Herzog von Friedland, Generalissimus des deutschen Kaisers im dreißigjährigen Kriege, ward am 14. September 1583 zu Prag geboren. — Seine Familie huldigte dem protestantischen Glauben. Er studirte zu Goldberg in Schlesien, so wie später auf der Nürnbergschen Universität Altdorf, und soll, wenn man anders vielfach bestrittenen Erzählungen Glauben beimessen darf, ein sehr wider Student, so Einer von Denen, die sich des Studirens halber auf den Universitäten aufhalten, aber vor lauter Fleiß im Essen, Trinken, Spielen, Tanzen u. s. w. selten zum eigentlichen Studiren kommen, gewesen seyn. Als ihn sein Vater von Altdorf zurückgerufen, ließ er ihn als Page in die Dienste des Markgrafen Karl von Burgau treten, der sich zu Innsbruck aufhielt. — Hier ging Wallenstein zur katholischen Kirche über, und machte darauf, von dem Markgrafen unterstützt, eine große Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien, während welcher er sich längere Zeit zu Padua, in Italien, aufhielt, und dort, auf jener berühmten Hochschule mit großem Eifer Mathematik, Politik und Astrologie (Starndeuterei, eine damals in großem Ansehn stehende Wissenschaft) studirte. Von seiner Reise zurückgekehrt, machte er im Jahre 1606 einen Feldzug unter den Kaiserlichen, in Ungarn, gegen die Türken mit und legte hier Proben ausgezeichneter Tapferkeit ab. Nach geschlossenem Frieden (am 11. November 1606) begab sich Wallenstein nach Böhmen, seinem Vaterlande, und heirathete eine reiche Wittwe, welche nicht lange darauf, ohne Kinder zu hinterlassen, starb, ihm ihr ungeheures Vermögen vermachte, und eigentlich als die erste Gründerin seines Glückes zu betrachten ist. Während eines unbedeutenden Krieges zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Steyermark und der Republik Venedig führte Wallenstein dem Erzherzoge zweihundert Reiter zu, die er auf eigene Kosten unterhielt, benahm sich ebenfalls sehr tapfer, und wußte sich die Gunst seines neuen Herrn so zu gewinnen, daß dieser ihn nach beendigtem Feldzuge zum Milizobristen in Mähren erhob, worauf sich Wallenstein in dieser Eigenschaft zu Olmütz niederließ. Hier vermählte er sich in zweiter Ehe mit einer Gräfin von Harrach. Als im Jahre 1619 die Unruhen in Böhmen ausbrachen, blieb er, so sehr sich auch die Böhmen bemühten, ihn zu sich hinüber zu ziehen, dem Kaiser treu; er mußte jedoch entfliehen, und langte glücklich in Wien an, wobei es ihm zugleich gelungen war, die Landeskasse zu retten. — Mit 12,000 Thälern, die er aus derselben zurückbehalten, warb er, wie es damals Sitte war, auf eigne Hand 1000 Kürassiere und brachte diese zu dem österreichischen General Bouquoy nach Böhmen, auch nahm er thätigen Antheil am Kriege, und stieg jest zur Belohnung seines tapferen Verhaltens durch kaiserliche Gunst von Stufe zu Stufe. Er ward Kriegstatthalter in Mähren und zog siegreich wieder in Olmütz ein. Im Jahre 1622 belohnte ihn der Kaiser mit der Herrschaft Friedland in Böhmen, erhob ihn zugleich zum Reichsgrafen und im folgenden Jahre zum Fürsten von Friedland. — Während dieser Zeit griff der Religionskrieg, der in Böhmen begonnen hatte, und der seiner Dauer wegen bekanntlich den Namen des dreißigjährigen erhielt,

immer weiter um sich; der König von Dänemark trat 1625 an der Spitze der Stände des niedersächsischen Kreises dem Kaiser als ein mächtiger Feind entgegen, und dieser gerieth nun in nicht geringe Noth, da es ihm an Geld wie an Soldaten mangelte, um seinen Gegnern nachdrücklich die Spitze zu bieten. Da bot der kühne Wallenstein seinem Monarchen an, ihm un-



Wallenstein.

entgeltlich ein Heer von dreißigtausend Mann zu stellen und es, ohne daß es dem Kaiser einen rothen Heller koste, zu erhalten, unter der Bedingung, daß er der Oberfeldherr desselben bleibe und mit den in Feindes Lande erhobenen Kontributionen nach Belieben schalten und walten dürfe. So abentheuerlich und tollkühn dieser Plan auch Allen erschien, so willigte der Kaiser, von Noth und Angst gedrängt, dennoch unbedingt ein, und beehrte Wallenstein noch dazu mit der Würde eines Herzogs von Friedland. Wallenstein hatte sehr bald ein bedeutendes Heer unter seinen Fahnen versammelt, das er auf die oben angegebene Weise durch Brandschakungen erhielt und mit welchem er das Herzogthum Mecklenburg eroberte und den König von Dänemark aus Deutschland vertrieb; doch litt auch er manchen großen Verlust, und vorzüglich mißlang ihm die Einnahme der von den Dänen und Schweden unterstützten Feste Stralsund, die er geschworen hatte zu bezwingen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre, gänzlich. Als 1629 der Friede mit Dänemark geschlossen und dadurch Wallenstein's weiteren Unternehmen an der Ostsee ein Ziel gesetzt worden, er aber selbst den neutralen Ländern furchtbare Brandschakungen auferlegte, drangen die deutschen Stände auf dem Reichstage zu Regensburg in den Kaiser, sein Heer auf 39,696 Mann zu verringern und Wallenstein seines Oberbefehls zu entheben. Ferdinand II. willigte ein, und der Fürst von Friedland, obwohl er großen Verlust dadurch erlitt, zog sich anscheinend gleichgültig nach Prag zurück, wo er als Privatmann, jedoch mit ungeheuern Aufwande, lebte. Mittlerweile drang der König von Schweden, Gustav Adolph, als Verfechter des protestantischen Glaubens siegreich in Deutschland ein, rückte immer weiter vor, zwang Tilly zum Weichen und schien dem Kaiser höchst gefährlich zu werden. Jest blieb diesem nichts zu seiner Rettung übrig, als sich an den beleidigten Wallenstein zu wenden und ihm den Oberbefehl über das kaiserliche Heer von Neuem anzutragen. Wallenstein feierte nun den vollkommensten Triumph und machte dem Kaiser sehr

harte Bedingungen, welche dieser, obwohl er sich stellte, als zaudere er, doch endlich völlig einging. Er ward jetzt, eben durch jene Bedingungen, gewissermaßen unbeschränkter Herr über ganz Deutschland. — Alles strömte seinen Fahnen zu, und es versammelte sich in geringer Zeit eine Armee von 40,000 Mann um ihn zu Inaim. Beide Heere, das kaiserliche, wie das protestantische, manövrierten erst eine Zeitlang fruchtlos gegen einander; endlich, nachdem Wallenstein sich plötzlich nach Sachsen gewandt hatte, kam es zu einer Schlacht, und zwar zu der berühmten Schlacht bei Lützen (am 6. November 1632), in welcher zwar Wallenstein geschlagen wurde, aber auf der andern Seite auch Gustav Adolph blieb. — Wallenstein zog sich nun nach Böhmen zurück, rückte erst im Mai des folgenden Jahres aus seinen Winterquartieren, und unternahm nach einem siebenwöchentlichen Waffenstillstande und fruchtlosen Unterhandlungen mit den Böhmen nichts Ernstliches, einige unbedeutende Kriegsoperationen ausgenommen, dann fiel er allerdings in die Lausitz und die Mark Brandenburg ein, ging von da nach der Oberpfalz dem Herzog Bernhard entgegen, und zog sich endlich in die Winterquartiere nach Böhmen. Dieß war ganz gegen den Willen des Kaisers, zumal da Wallenstein's Feinde am österreichischen Hofe ihm dessen Treue verdächtig machten, und ihm sagten, der Herzog von Friedland beabsichtige, sich, unterstützt von den Schweden und einigen protestantischen Fürsten, zum Herrn von Böhmen zu machen. — Jetzt entsetzte ihn Ferdinand II. am 18. Februar 1634 seiner Feldherrenwürde und erklärte ihn für einen Verräther. Wallenstein warf sich in die Festung Eger, und ging damit um, sich mit den Feinden zu vereinigen. — Da ward er plötzlich in der Nacht des 24. Februars 1634, in seinem Schlafzimmer, durch irländische Hauptleute, die, was sie waren, allein ihm verdankten, auf Anstiften seiner Feinde überfallen und ermordet, nachdem am Abende vier seiner vertrautesten Freunde gleichfalls waren umgebracht worden. — Er starb im 52. Jahre seines Alters, außer von seiner trauernden Wittwe, von Niemanden beweint, und ward in der Stille begraben. — Seine Verrätherei ist nie evident bewiesen worden.

Er war von starkem und hohem Wuchse, hatte schwarze, funkelnde, kleine Augen, aber ein ernstes und zurückstoßendes Aeußere. Klugheit, Menschenkenntniß, rastlose Thätigkeit, Schlaueit und persönliche Tapferkeit zeichneten ihn vorzüglich aus; doch wäre es Unrecht, ihn für den ersten Feldherrn seiner Zeit halten zu wollen; Gustav Adolph, Bernhard von Weimar, ja selbst Tilly stehen in dieser Hinsicht über ihm. — Wir haben bereits oben bemerkt, daß Schiller ein Gebild seiner Phantasie und nicht den wirklichen Wallenstein in seiner dramatischen Trilogie zeichnete; eben so sind Mar Piccolomini und Thekla Geschöpfe des Dichters und haben nie in der Wirklichkeit existirt. —

Noch Etwas über den Kaffee.

In neueren Zeiten hat der Anbau des Kaffeebaums noch mehr zugenommen, und man wird sich leicht eine Vorstellung davon machen können, wenn man erfährt, daß im Jahre 1827 die Kaffeerausfuhr aus Brasilien 67,896,800 Pfund betrug. Aber auch der Verbrauch dieser Bohne, den Humboldt vor mehreren Jahren auf beinahe 120 Millionen Pfund an schlug, wovon ein Viertel in Frankreich verzehrt werde, hat sich seit dieser Zeit außerordentlich vermehrt; denn da man eine beträchtliche Abgabe, die auf denselben Groß-

britannien legte, sehr vermindert hat, so hat der Geschmack an demselben in diesem Lande sehr zugenommen.

Nach chemischen Untersuchungen enthalten acht Unzen gebrannten Kaffees folgende Bestandtheile:

	Unzen.	Drachmen.	Gran.
Kaffeesubstanz.....	1	—	—
Gummi und Schleim —	—	6	40
Extraktivstoff.....	—	3	44
Del und Harz.....	—	1	20
Trocknen Rückstand....	5	4	—
	8	7	44

Die vorzüglichsten Wirkungen, welche durch das Brennen des Kaffees hervorgebracht werden, bestehen darin, daß die Menge der auflösblichen Bestandtheile im Kaffee zunimmt; besonders ist dieß mit dem Extraktivstoffe der Fall. Eine andere Wirkung des Brennens ist ein Aroma (Wohlgeruch), das in den Bohnen erzeugt wird. Brennt man aber den Kaffee zu sehr, so wird der wohlriechende Bestandtheil gänzlich verflüchtigt. Um diesen, von welchem der angenehme Geschmack des Kaffees als Getränks abhängt, möglichst zurück zu halten, hat man mehrere Verfahrensarten. Einige thun, sobald sich der Kaffee zu färben anfängt, so viel frische Butter in die Kaffeetrommel, als erforderlich ist, den Bohnen einen leichten glänzenden Ueberzug zu geben. Andere schütten den gebrannten Kaffee auf Schreibepapier und bestreuen ihn mit gepulvertem Zucker, dieser saugt das Del des Kaffees ein und hält den gewürzhaften Bestandtheil zurück. Noch ein anderes, vielleicht am meisten zu empfehlendes, Mittel besteht darin, daß man den Kaffee überhaupt nicht stark brennt, und so wie er sich zu bräunen anfängt, dem Gewichte nach gleiche Theile in kleine Würfel geschnittenes Brod in die Trommel wirft.

Im Morgenlande findet man außerordentlich viel Geschmack am Kaffeetrinken; besonders lieben es die Türken, Araber u. s. w., und die Art, wie jene ihn zubereiten, ist folgende: Soll er gut seyn, so muß er entweder beinahe bis zu dem feinsten Staube gemahlen, oder in einem Mörser mit einer schweren Keule zermalmt seyn. Erst thun die Türken den Kaffee trocken in den Topf, lassen ihn über ganz gelindem Feuer oder heißer Asche so lange warm werden, bis er einen lieblichen Geruch von sich giebt, und schütteln ihn öfters um; dann gießen sie kochendes Wasser darauf (oder vielmehr das Wasser von dem zuletzt gekochten Kaffee, welchen sie haben setzen lassen), lassen denselben etwas länger über dem Feuer stehen, bis sich ein weißer Schaum, wie Sahne, zeigt; aber kochen darf er nicht, sondern nur leicht aufwallen; sodann gießt man ihn zwei bis drei Mal hin und her aus einem Topfe in den andern, und es dauert nicht lange, so wird er hell; oft trinkt man ihn jedoch ganz dick. Einige gießen einen Löffel kalten Wassers dazu, um ihn desto schneller klar zu machen, oder legen ein in kaltes Wasser getauchtes Stück Tuch auf den Topf. Die Türken brennen oder rösten den Kaffee öfters in einem heißen Backofen.

Der Geburtsort des Kaffeebaums scheint Oberägypten oder Nubien zu seyn, von wo er in das glückliche Arabien verpflanzt wurde. Die erste Veranlassung der Kaffeebohne zum Getränke soll folgende gewesen seyn: Ziegenhirten merkten, daß die Ziegen, wenn sie die Früchte des Kaffeebaums fraßen, dadurch lebhafter und munterer wurden. Der Superior eines Klosters in Arabien versuchte nun dasselbe Mittel bei seinen trägen und schläfrigen Mönchen, um sie während des nächtlichen Gottesdienstes munter zu erhalten.

Aus dem Lande Yemen in Arabien kam der Kaffee nach Java, von da nach den Inseln Isle de

France und Bourbon, und diese vier Arten werden auch für die besten gehalten.

Der treffliche Naturforscher Sonnini macht in seinen Reisen in Ober- und Niederägypten, (aus dem Franz. mit Anmerk. übersetzt von Dr. Bergk 1800. 2 Theile) auf die Verschlechterung des Mokka-Kaffees durch westindischen aufmerksam. Will man jenen ächt haben, so muß man ihn zu Koffee oder Kus, oder Kenne (in Oberägypten) kaufen; denn zu Kahira ist er schon nicht mehr rein; man vermischt ihn hier mit gemeinem amerikanischen Kaffee; dieß thut man zu Alexandrien zum zweiten und zu Marseille zum dritten Male. Was man in Frankreich unter dem Namen Mokka-Kaffee verkauft, enthält von diesem nur noch ein Drittheil, selten die Hälfte. Sonnini hatte einen Sack voll ächten Mokka-Kaffees mit nach Frankreich zurückgebracht, und das Felleisen, worin er gepackt war, behielt Jahre lang den Wohlgeruch desselben, so oft er es öffnete, wurde er noch davon parfümirt.

Trockene Jahre verursachen keine theure Zeit.

Im vorigen und in diesem Jahre hatten wir eine so trockene Witterung, wie sich nicht leicht wenige Menschen erinnern, und diese Trockenheit erstreckte sich beinahe durch ganz Europa. Man klagte über Mangel an Regen nicht blos in Nord- und Süddeuschland, sondern auch in Frankreich, in Großbritannien, in Dänemark, in Schweden, in Rußland und in einem Theile der Türkei; und das Getreide und das Gras auf den Wiesen litt dabei sehr. Diese Trockenheit ist in diesem Jahre noch empfindlicher und nachtheiliger, als im vorigen, weil sie bei uns schon mit großer Hitze seit dem 2. Mai eingetreten ist und bis zum Ende des Juni fortgedauert hat. Auf sandigen Feldern haben daher alle Getreidearten sehr gelitten, ja manche sind fast verdorrt; in Lehmboden steht das Wintergetreide im Ganzen gut; nur trifft man Felder an, wo der Roggen sehr flache Körner hat und vor der Zeit reif wird. Aber wie sieht es in den Auengebenden und auf Feldern mit nassem Boden aus? Hier erblickt man das Wintergetreide in einem trefflichen Zustande; es hat lange Ähren und dicke Körner, und eben solche Gegenden liefern in trockenen Jahren Erfaß für das, was auf den trockenen Feldern fehlt. Sie geben reiche Ernten und ersetzen den Ausfall auf den letztern. Daher können wohl höhere Preise, aber keine Theuerung (Mangel mit sehr hohen Preisen) eintreten.

In nassen Jahren sind dagegen die höher gelegenen Gegenden nicht das zu ersetzen im Stande, was in den Vertiefungen fehlt und was in ihnen die Masse vernichtet. Auch stehen bis jetzt die Kartoffeln sehr gut, und ob es schon sehr an Futter für das Vieh gebricht und die Heu-, so wie zum Theil auch die Grummet-ernte schlecht ausfällt, so werden doch noch immer genug Kartoffeln für die Menschen übrig bleiben, wenn auch das Vieh viele verzehren sollte. Man baut jetzt alle Jahre weit mehr Kartoffeln und sie ersetzen, was hier und da an Getreide fehlt.

Merkwürdige Erscheinung.

Aus den Sterbelisten der größern Städte ergiebt sich das Gesetz, daß bei den Menschen die Sterblichkeit in den ungeradzahlgigen Lebensjahren, z. B. 43 od. 63, größer ist, als in den geradzahlgigen. Jedoch kennt man keinen wahrscheinlichen Grund von dieser merkwürdigen Erscheinung.

Das Skelett des Megatheriums.

Megatherium (Großthier) hat Cuvier ein Thier genannt, welches nicht mehr in der lebenden Natur vorhanden ist, sondern als fossiles Skelett in Südamerika gefunden wird. Auf den großen Ebenen dieser Erdgegend, besonders jenseits Buenos Ayres in dem flachen Lande, welches die Parana und ihre Nebenflüsse durchströmen, findet man die Ueberreste ungeheurer Thiere. Ihre Knochen liegen im Lehme oder im angeschwemmten Erdreiche versunken; bisweilen erscheinen sie während der sehr trocknen Jahreszeit, wenn die Gewässer niedrig sind, über der Oberfläche wie Baumstämme oder Höcker, wie sie in Amerika heißen. Solche Knochen sind neuerlich durch die verdienstvollen Bemühungen des Hrn. Paris nach London gebracht worden.

Die Einwohner eines entfernten Bezirks sahen das Becken des Thieres, das wir hier beschreiben, oberhalb des Wassers erscheinen, warfen einen Lasso oder Strick über dasselbe hin und zogen es an's Ufer. Das Becken ist der Kreis von Knochen, der sich von Schenkel zu Schenkel erstreckt, und man kann sich eine Vorstellung von seiner Größe sowohl aus der Art, wie es gefunden worden, als aus der treffenden Bemerkung des Prof. Buckland machen, als er diesen Theil des Skeletts sah, daß zwei der stärksten Mitglieder der geologischen Gesellschaft durch seinen Kreis gehen könnten. Wenn wir unsere Arme so weit als möglich ausstrecken, so haben wir einen richtigen Maßstab von der Breite der Knochen, von denen wir sprechen, denn sie beträgt fünf bis sechs Fuß.

Diesen Theil des Skeletts brachte man den Behörden von Buenos Ayres, von welchen sie Hr. Paris bekam. Hierauf schickte er einige hundert englische Meilen weit in's Land hinein; man untersuchte den Grund des Flusses und forschte nach den übrigen Knochen, und nachdem man diesen Theil des Wassers abgedämmt hatte, fand man den Schädel, die Wirbelknochen des Rückgrats und des Schwanzes, die Knochen der hintern äußersten Theile und das Schulterbein. Dieß Skelett, so unvollkommen es auch ist, beweiset doch, daß es nicht das Mastodon oder das fossile fleischfressende Thier des Ohio's, sondern das große fossile Thier von Paraguay ist, welchem, wie oben erwähnt, Cuvier den Namen gegeben hat.

Ein unvollständiges Skelett von diesem Thiere befindet sich in dem königl. Kabinette der Naturgeschichte zu Madrid, und es ist sonderbar, daß gerade das, was daran fehlt, durch das gegenwärtige ersetzt wird. Man zweifelte z. B. einigermaßen daran, ob das Becken einen vollkommenen Zirkel bilde; denn dieser Theil war an dem Madrider Skelett vorne abgebrochen; der scharfsinnige Cuvier nahm an, daß dieß der Fall sey, und unser Exemplar dient zum Beweise seiner Vermuthung.

Untersucht man diese Knochen, setzt sie zusammen und vergleicht sie mit den Zeichnungen von Joseph Garrega, Madrid 1796, und von Dr. Pander und Dr. Alton zu Bonn 1821, so kann man einige Urtheile darüber wagen; die Hintertheile dieses Thiers müssen sehr groß und stark im Vergleich mit dem Vordertheile gewesen seyn. Aus der Betrachtung der Knochen wissen Zergliederer, von welcher Beschaffenheit die Muskeln sind, denn die Fortsätze, wodurch sie hervorgebracht worden, sind jederzeit stark und hervorstehend, wenn die Muskeln viel Kraft haben. Die Fortsätze des Beckens zeigen, was für große und starke Muskeln auf das Dickbein gewirkt haben müssen, und das Dickbein selbst ist ein außerordentlicher Gegen-

stand. Es ist 2 Fuß und 5 Zoll lang und 3 Fuß 4 Zoll um seinen dicksten Theil, und 2 Fuß 2 Zoll um seinen dünnsten Theil groß; es ist also zwei bis drei Mal stärker, als das Dickbein des Elephanten. Es ist von sehr großer Festigkeit und die Rücken oder Fortsätze, welche daraus hervorstehen, beweisen, daß die Muskeln eine außerordentliche Stärke besessen haben. Die Knochen des Schenkels, die Röhren und das Wadenbein, welche bei andern Thieren von einander getrennt sind, sind hier kurz, dick und in einen festen Knochen vereinigt. Der Fersenknochen springt weit vor, ist über einen Fuß lang und giebt so den daran befindlichen Muskeln einen gewaltigen Hebel. Die Zehenknochen sind auch sehr merkwürdig und gleichen denen der Klasse der Faulthiere. Mehrere sind der Meinung, das Bein sey bis hinauf 4 Fuß lang gewesen und habe einen Fuß in der Breite gehabt.

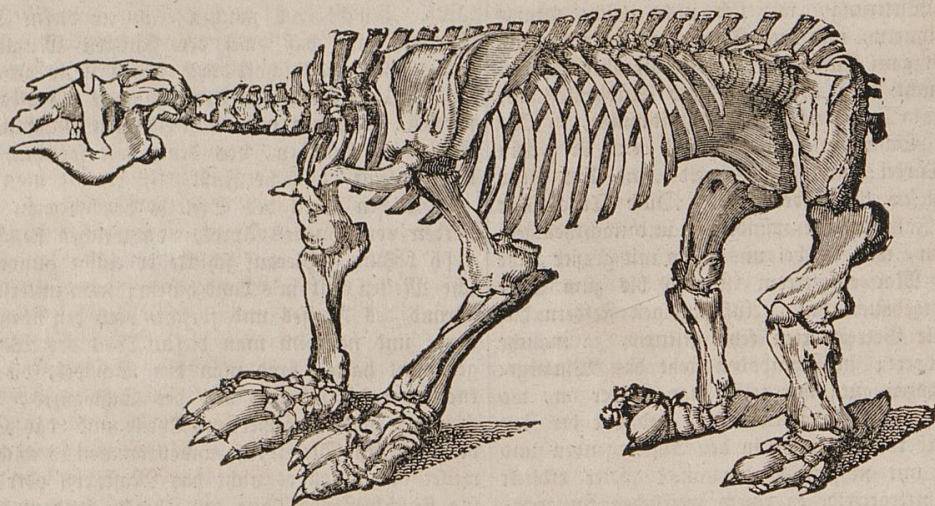
Ein sinnreiches Mitglied der geologischen Gesellschaft in London hat die Bemerkung gemacht, die hinteren Extremitäten des Thieres haben deshalb so viel Stärke, damit es besser auf drei Füßen stehen und mit dem vierten kraken könne; allein dieß scheint dem übrigen Baue nicht zu entsprechen. Ueberhaupt müssen

die äußersten Gliedmaßen dieses Thieres, in Vergleich mit der Länge und der Breite seiner Schenkel, kurz gewesen seyn.

Bei diesem Thiere fällt nichts mehr auf, als sein kleiner Kopf; ja man würde geglaubt haben, dieser gehöre nicht zu diesen großen Knochen, hätte nicht Herr Cliff den Rückenwirbel zusammengesetzt, und sähe man nicht, daß jene des Halses mit einander übereinstimmen, und daß vor allem der vordere Rückenwirbel, der Atlas, genau in die gegliederten Fortsätze des Schädels passe; dieser Theil ist zwar unvollständig, aber glücklicherweise sind die Zähne und ein Theil des Kimbackens da.

Die Zähne sind in ihrem Baue höchst sonderbar. Es sind keine Schneide- oder Vorderzähne da. Wahrscheinlich hatte das Thier eine vorspringende Schnauze, wie der Tapir. Sicherlich hatte es keinen Nüssel, wie der Elephant, weil es sich aus der Länge des Halses ergibt, daß es mit dem Munde den Boden erreichen konnte.

Cuvier nimmt an, daß dieß Thier ein grasfressendes gewesen sey und daß es eigentlich unter die Faulthiere gerechnet werden müsse. Der Holzschnitt, den wir hier von diesem Thiere liefern, ist nach einem Kupferstiche in Cuvier's großem Werke über fossile Knochen gemacht.



Das Skelett des Megatheriums.

W o c h e.

Am 24. August 1796 schlug der Erzherzog Karl von Oesterreich den französischen General Jourdan bei Amberg in der Oberpfalz.

Am 25. August 1806 ließ Napoleon zu Braunau den Buchhändler Palm aus Nürnberg, nachdem er von einem Kriegsgerichte verurtheilt worden war, erschießen, weil man bei ihm Schriften antraf, in welchen die Völker wider Napoleon's usurpirte Herrschaft in Deutschland aufgerufen wurden. — An eben dem Tage 1758 gewann Friedrich der Große die blutigste Schlacht, welche er jemals geliefert hatte, bei Zorndorf, gegen die Russen, welche 19,000 Tode und Verwundete und 3000 Gefangene verloren.

Am 26. August 1813 siegte Blücher an der Katzbach über die französischen Marschälle Ney und MacDonald und den General Lauriston.

Am 27. August 1791 schlossen Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen die Convention in Pilnitz, um in Frankreich die monar-

chische Regierung auf die Vorstellungen des Grafen von Artois (Karl X.) wieder herzustellen.

Am 28. August 1618 starb Albrecht Friedrich, Herzog von Preußen, und gelangte Preußen an den mitbelehnten Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, jedoch als Vasallen der Republik Polen.

Am 29. August 1793 ergiebt sich Toulon der englischen und spanischen Flotte unter den Admiralen Hood und Langana.

Am 30. August 1813 griffen die Verbündeten das Corps des französischen Generals Vandamme bei Kulm, zwei Meilen von Teplitz an. Das Artilleriefeuer der Angegriffenen war schrecklich, allein die Einschließung war so vollkommen, daß Vandamme mit 8000 Mann und 87 Kanonen gefangen wurden.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.